

Unverkäufliche Leseprobe aus:

José Manuel Fajardo
Brief vom Ende der Welt
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

La Navidad, Freitag, den vierten Januar
im Jahre des Herrn 1493.

Gestern liefen die Schiffe aus. Das Boot des Admirals legte bei Tagesanbruch als letztes vom Ufer ab, und nach dreimaligem Wenden des Stundenglases hatten die beiden Karavellen die Segel gesetzt und stachen in See. Mir ist, als ankerten sie immer noch in der Bucht, weniger als einen Klafter von den aufgestapelten Holzplanken entfernt, welche wir von der gestrandeten *Santa María* gerettet und in tagelanger Arbeit auf der Anhöhe zusammengetragen haben, auf der wir nun die Palisade eines Forts errichten. Ich glaube sie zu sehen, doch ich weiß, dass es ein Trugbild ist, die Verlängerung des Traumes, welcher mich vergangene Nacht inmitten der nächtlichen Geräusche dieser entlegenen Weltgegend Schlaf finden ließ. Ich träumte, dass der Schneider, der dicke Juan de Medina, behände den Hauptmast hinaufkletterte und ein ordentliches Stück Tuch aus dem Segel schnitt. Ich musste lachen, als ich ihn dort oben das Tuch in der freien Hand schwenken sah. In Wahrheit war das Tuch ein weiter, rauer Umhang, und der Schneider trat an mein Lager, wo ich im Fieber zitterte, und breitete ihn über meinen Kopf. Dann hörte ich die Wellen gegen den Rumpf der *Niña* schlagen und wusste, dass die Schiffe noch vor dem Lagerplatz ankerten. Doch als ich heu-

te Morgen erwachte, war kein Segel mehr am Horizont zu sehen. Wir sind neununddreißig Mann, welche das Schicksal, der Ehrgeiz und Gottes Wille an diesen Strand geworfen haben, an dem wir aus den Überresten eines gestrandeten Schiffes eine unzulängliche Schutzwehr errichten. Wir besitzen Lebensmittel im Überfluss, Zwieback für ein Jahr und mehr Wein, als wir trinken können. Wir verfügen über ausreichend Geschütze und vermochten sogar das Beiboot des gestrandeten Schiffes zu retten, welches uns noch gute Dienste leisten soll. Doch genügt dies alles nicht, geliebter Bruder, die Einsamkeit zu vertreiben, die uns umgibt und einander zu entfremden scheint. Wir sprechen wenig und beobachten viel, eine bedenkliche Sache, denn wenn durch ein Übermaß an Worten Unbesonnenheit und Missverständnisse gedeihen, so ist das Schweigen der Nährboden für Argwohn und finstere Gedanken, welche das schlimmere Übel darstellen. Unseren Augen bietet sich der unglaublichste Anblick, den du dir vorzustellen vermagst. Alles ist fremd für uns und von solcher Schönheit, dass es einem Wunder gleichkommt, die bunten Vögel und Blüten zu sehen, die Wohlgerüche des Waldes zu atmen und noch namenlose Kreaturen zu beobachten, welche von so kurioser Gestalt sind, dass man sie für Ungeheuer halten möchte, wären sie nicht klein und meistens scheu. Alles ist faszinierend und macht staunen, doch so viele Dinge sind uns derartig fremd, dass wir sie nicht einmal zu berühren wagen.

So viele unerfüllte Verlockungen ermüden schließlich den Geist. Glücklicherweise arbeiten wir viel, und der edle Schweiß erschöpft sowohl die Kräfte wie die Sehnsüchte, sodass der Abend uns müde und zerschlagen antrifft, schweigend und furchtsam, doch unverehrt an Körper und Geist. Es ist dieser Moment am wärmenden Lagerfeuer, den ich nun dazu verwende, dir diese Zeilen als erster Besiedler Indiens zu schreiben. Ein großer Titel für einen einfachen Biskayer, magst du sagen, doch es ist die Wahrheit, teurer Bruder, obzwar es mir selbst immer noch wie ein Märchen scheint.

Während des ganzen heutigen Tages trieben sich die Indianer in der Bucht herum, wobei sie sich für Stunden von uns fern hielten, so als hätten sie nichts Besseres zu tun in Gottes Welt, als untätig im Schatten der schlanken Palmen zu sitzen. Auch lagerten sie unter jenen Bäumen, welche ihre Wurzeln ins Meerwasser tauchen, undurchdringlich wie Brombeerhecken und gänzlich von Schlingpflanzen mit riesigen, farbenprächtigen Blüten bedeckt. Wir arbeiteten hart, angeleitet von den Zimmerleuten, und allmählich beginnt die Palisade Gestalt anzunehmen. Der Statthalter, Don Diego de Arana, ein aufrechter, im Kriegshandwerk erfahrener Cordobese, möchte, dass sie mindestens zwölf Fuß hoch wird, denn obwohl die Indianer, die wir bislang sahen, nicht gut bewaffnet scheinen, wissen wir weder, welche anderen Reiche an dieses angrenzen, noch wie deren Bewohner sind. Am

Nachmittag suchte der Chanchu das Gespräch mit mir, jener Juan aus Lequeitio, der, wie du bereits wissen wirst, gemeinsam mit seinem Freund Domingo ebenfalls diese abenteuerliche Reise unternahm und Steuermann des Schiffes war, bis der Matrose Gonzalo Franco am vergangenen 24. Dezember leichtsinnig das Ruder an Martín de Urtubia übergab – einen Schiffsjungen, der ebenfalls von der Biskaya stammt, ein kräftiger, anstelliger Bursche, doch in der Seefahrt unerfahren. Er lenkte das Schiff so unglücklich, dass die *Santa María* auf eine mit messerscharfen Felsen gespickte Untiefe auflief, und dort liegt sie immer noch, um von uns abgewrackt zu werden. Der Chanchu will, dass ich in meiner Eigenschaft als Böttcher aus den kleineren Planken und jenen, die beim Bau des Forts und der Hütten, in denen wir wohnen werden, nicht gebraucht werden, einige Truhen fertige, um darin die Lebensmittel zu verwahren, welche wir uns beschaffen müssen, wollen wir unsere Mägen nicht mit der bloßen Gabe von Zwieback langweilen. Er bat mich außerdem, einige eisenbeschlagene Schatteln herzustellen, welche er mir gesondert und aus eigener Tasche zahlen werde, um in ihnen das Gold aufzubewahren; denn er ist sich gewiss, dass nicht fern von hier große Mengen davon zu finden sind. Und der Glanz des Goldes ist der machtvolle Grund, welcher uns alle dazu bewog, in dieser unbekanntem Gegend zurückzubleiben, indessen der Admiral nach Kastilien zurückkehrt, um Rechenschaft über das ab-

zulegen, was wir gesehen und entdeckt. Und du weißt, dass es uns nicht an Gründen mangelt, uns nach dem kostbaren Metall zu sehnen, denn die letzten Jahre sind schlecht gewesen, voller Mühsal und Not. Es geht mir nicht aus dem Sinn, wie ich den Vater das letzte Mal sah, von Husten und Elend verzehrt, ohne dass eines seiner Kinder, und auch nicht alle gemeinsam, die wenigen Maravedis zusammenzubringen vermochten, die genügt hätten, ihn von einer Arbeit zu erlösen, die ihn umbringt. Ich hoffe, er hat mir verziehen, dass ich mich derart übereilt einschiffte, dass mir kaum Zeit blieb, von ihm und Mutter Abschied zu nehmen. Du kennst mich: Lange währt es, bis ich Entscheidungen treffe, doch wenn ich sie treffe, möchte man glauben, meine Zeit auf Erden neige sich dem Ende zu, so eilig ist es mir, sie in die Tat umzusetzen.

Und du, Bruder, hast auch du mir verziehen? Ich denke unablässig daran, dass ich als der Ältere dich durch meinen Weggang nötigte, die Verantwortung für die Familie zu übernehmen. Einzig die Hoffnung, in einem Jahr nach Hause zurückzukehren, wie es der Admiral versprach, beladen mit Reichtümern, erleichtert mein Gewissen. Wie stehen die Dinge dort in Bermeo? Es macht mich glücklich, den Namen Bermeo niederzuschreiben, er ist fast eine Beschwörungsformel – Gott vergebe mir diesen Vergleich. Ich erinnere mich so gut an das Läuten der Glocken von Santa Eufemia, an die stets belebte Mole, an die Klippe beim Hafen, die bei der Rückkehr der Boote die Fischer

willkommen heißt wie wartende Angehörige, und an die grüne Landschaft. Auch diese Gegend ist grün, überreich an Sträuchern, Früchten und Bäumen wie unsere Heimat, doch ist es stets warm, selbst bei Regen. Es ist eine nie gekannte Erfahrung, im tiefsten Winter bei Regen zu schwitzen, wie es hier zuweilen geschieht. Ich frage mich, wie es sein wird, wenn die Hitze des Sommers kommt. Doch nun sind es andere Dinge, die mich zwingen, für heute Abend die Feder zur Seite zu legen. Nach den Anstrengungen des Tages muss ich der Müdigkeit Tribut zollen, will ich morgen die nötigen Kräfte haben, um die Arbeit weiterzuführen.

Zwei Wochen sind bereits vergangen, seit ich diesen Brief zu schreiben begann, und erst heute finde ich erneut Gelegenheit, ihn fortzuführen. Wenn du gesehen hättest, wie wir gearbeitet haben, teurer Bruder! Du wärest stolz. Die Palisade des Forts steht bereits, und während der Wachen kann man von dort aus ein Gutteil dieser Küste einsehen, an welcher sich das Grün der See mit dem Grün der Landschaft vermählt, und dies auf solch vortreffliche Weise, dass man sich an den Pforten des Paradieses wähnt, wie der Admiral bemerkte. Wir haben zudem fünf Hütten außerhalb des Forts errichtet, die uns als Unterkunft dienen sollen, und eine weitere im Inneren der Palisade, um Waffen und Ausrüstung für den Belagerungsfall darin zu verwahren. Doch so, wie sich das Wesen dieser In-

dianer darstellt, bezweifle ich, dass wir dort Zuflucht suchen müssen. Es sind friedfertige, wenig kriegerische Leute, gleichwohl wir einige sahen, deren Körper Verletzungen aufwiesen, Narben oder gar fehlende Finger und Augen, welches deutlich beweist, dass ihnen die Erfahrung des Krieges nicht fremd ist. Jedoch scheint die Grausamkeit des Kampfes keinerlei Spuren in ihrem Gemüt hinterlassen zu haben. Sie zeigen sich freundlich und wissbegierig und statten uns häufig Besuche ab, zuweilen ohne jeden Grund. Es scheint, dass wir eine seltsame Zutraulichkeit und Bewunderung in ihnen wecken. Darum, teurer Bruder, fällt es mir schwer, sie als Wilde im gemeinen Wortsinne zu behandeln, habe ich doch bislang an ihnen weder Rohheit noch Arglist entdecken können. Wohl laufen sie allzeit nackt umher, ohne dass es sie im Geringsten zu bekümmern scheint, ihre Blöße den Blicken der anderen auszusetzen, doch ist dieser Brauch in Indien weit verbreitet, wie ich in sämtlichen Dörfern festzustellen vermochte, welche wir besuchten, seit wir am vergangenen zwölften Oktober zum ersten Mal dieses Land erblickten. Ihrer Nacktheit und Gutgläubigkeit wegen – denn für ein paar Glasperlen oder Schellen geben sie alles her – neige ich eher dazu, sie für unbedarfte Seelen, denn für Wilde zu halten. Und ihre Bewunderung für uns, so scheint mir, beruht eher auf der Überlegenheit unseres Glaubens und unseres Imperiums als auf Furcht vor unserer Stärke.

Am Tag, nachdem ich diesen Brief begann, trafen

im ersten Morgenlicht Indianer ein, und so viele an der Zahl, dass Don Diego de Arana fürchtete, es könne sich um einen Angriff handeln, denn es waren nicht jene, die unweit unseres Forts leben und deren Dienste uns der Admiral noch vor seinem Aufbruch versicherte. Offen gestanden denke ich, dass wir allesamt ähnliche Befürchtungen hegten, nicht zuletzt unserer Schutzlosigkeit wegen, denn die Palisade war erst zur Hälfte errichtet. Doch es währte nicht lange, bis sich unsere Ängste zerstreuten. Diese Indianer ließen es nicht dabei bewenden, uns von ferne zu bestaunen, wie es zumeist jene des Kaziken Guanacagarí taten, sondern machten uns bald ihre Aufwartung. Ihre Häupter waren mit Federn geschmückt und viele hatten ihre Gesichter bemalt, einige weiß, andere rot, wieder andere schwarz. Es mochten über fünfhundert sein, und allen voran schritt mit würdevoller Miene ein Mann, der seinem Auftreten zufolge eine wichtige Persönlichkeit zu sein schien. Er war von vier kräftigen Burschen umringt, ein jeder mit einem langen Stecken in der Hand, mit denen sie im Takt der Schritte auf den Boden stampften. Ihnen folgten einige junge Weiber, die mit Wasser gefüllte Kalebassen, Baumwollkugeln und farbenprächtige Papageien trugen, welche in ihrer Tiersprache krächzten, was allen ein herzliches Gelächter abnötigte.

Die Indianer waren von schöner Gestalt, wohl proportioniert, und unter den Frauen waren solche jeden Alters, viele junge und einige betagte, doch keine von

ihnen besaß welche Brüste, wie dies so häufig bei den Frauen unseres Landes zu beobachten ist, deren Fleisch erschlafft und deren Gesichter sich mit Runzeln überziehen, kaum dass sie den Jugendjahren entwachsen, die also so vor der Zeit altern, dass man beinahe vergessen möchte, dass sie einmal jung gewesen. Diese Frauen jedoch, teurer Bruder, besitzen eine unvorstellbar glatte Haut, gleich welchen Alters sie sein mögen, sie haben große, dunkle Augen, ein offenes Lächeln und einen so grazilen Gang, dass sie zu tanzen scheinen. Und wäre es keine Sünde, so würde ich schwören, dass unter ihnen die Schönste aller Frauen zu beiden Seiten des Ozeans war: zierlich von Gestalt, mit goldener Haut und langem, krausem Haar, welches den gesamten Rücken bedeckte und ihre nackten Brüste freiließ. Ihr Körper war reine Harmonie und ihre Zähne waren so weiß, dass sie fast leuchteten, als sie zu mir trat, um mir von dem Wasser zu reichen, das sie in einer hohlen Kalebasse trug. So wahr ich mich hier in diesem Land befinde, das an einen Garten Eden gemahnt, habe ich noch nie zuvor in meinem Leben ein solch schönes und bewundernswertes Geschöpf erblickt.

Du siehst, Bruder, die Arbeit und das Abenteuer haben mein Herz nicht zur Ruhe kommen lassen, und immer noch betört mich die weibliche Schönheit, wiewohl meine Worte vermutlich deine Empörung wecken. Verzeih mir, wenn es so ist, denn dies ist es nicht, was ich beabsichtige. In diesen lieblichen Gefil-

den finde ich die Freiheit, ohne Umschweife von meinen wahren Empfindungen zu sprechen, und diese Offenheit möchte ich mit dir teilen, wie so viele andere Dinge im Leben: die Erlebnisse zur See, als wir auf der *Anunciación* anheuertem und die Küsten von Genua bis Sizilien befuhren, oder die Unbilden des letzten Frühjahrs, als wir gemeinsam nach Lequeitio gingen, um Arbeit zu suchen, die uns in Bermeo versagt blieb. Und hier und dort wurdest du zum Zeugen meiner Liebschaften, wie ich zum Zeugen der deinen wurde. Ich erinnere mich noch der holden genuesischen Schankwirtin, in deren Armen du dich während drei Tagen verlorst, und du wirst María de Achio nicht vergessen haben, die mir in Izpazter ihre Liebe schenkte und mir kurz vor meiner Abfahrt auf der *Santa María* ihre Sorge mitteilte, guter Hoffnung zu sein, da bereits drei Monate seit ihrem letzten Monatsfluss vergangen seien. Nun, da ich dies schreibe, will ich dir die Wahrheit gestehen, Bruder, denn gleichwohl ich ob dieser Neuigkeiten eine ernste, verständnisvolle Miene aufsetzte, war ich in meinem Inneren erleichtert, mich fern von ihr zu wissen, denn so ist die Liebe des Mannes: Verlangen bis zum Wahnsinn, um dann, sind die Gelüste befriedigt, die Freiheit zu gewinnen, andere Frauen zu lieben. Und nichts ist dieser Freiheit abträglicher als die Fesseln der Ehe und der Nachkommenschaft, welche in den meisten Fällen miteinander einhergehen.

Ich weiß nicht, ob die Liebe des Mannes eitel ist